



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 35.

Freitag, 11. Februar

1927.

Die müde Diana.

Ein Postzeitroman von Otto Schwerin.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Luz spielte nachdenklich mit seinem Briefbeschwerer, den er vom Tische aufgenommen hatte.

„Das ist alles sehr schön, und ich will auch bis zu einem gewissen Punkte und innerhalb gewisser Grenzen die Diskretion so weit treiben, daß ich eine ganze Anzahl Fragen nicht stellen will, die zum Überblick der ganzen Sachlage eigentlich gestellt werden müßten. Aber eine Frage müssen Sie mir selbstverständlich wahrheitsgemäß beantworten.“

„Bitte, wenn ich kann.“

„Nennen Sie mir den Namen des Täters, und geben Sie Ihre Verdachtsgründe an. Was Sie sonst noch erzählen wollen, erlasse ich Ihrem Ermessen.“

„Muß das sein, Herr Doktor?“

Luz lachte auf. „Lieber Herr Corell! Wie kann ich einen Menschen schätzen, wenn ich seinen Namen nicht kenne?“

„Ja“, meinte Corell. „Das sehe ich ja schließlich ein. Der Name des Täters ist — — —“

„Doktor Enrique Winter —!“

Die beiden Insassen des Zimmers fuhren überrascht nach der Tür herum. Im Türrahmen stand der Kriminalwachtmeister Muschal, er hatte die drei Worte ausgerufen.

Jetzt trat er näher. „Nicht wahr, meine Herren, das nenne ich eine prompte und gewissenhafte Ermittlungstätigkeit. Dieses Mal war die amtliche Polizei auch einmal schneller als selbst Herr Doktor Luz. Wir haben den Täter, Herr Professor. Prompter und wahrscheinlich auch billiger als durch Herrn Doktor Luz. Er heißt Herr Doktor Enrique Winter und wohnt Körnerwiese 149 im ersten Stock. Kennen Sie den Namen, Herr Professor?“

Corell kreidebleich auf einen Stuhl und griff mit der Hand nach dem Halsfragen.

„Ja, ich kenne — ihn“, stöhnte er.

„Ich komme soeben aus der Wohnung Winters“, fuhr Muschal fort, „er war nicht zu Hause. Er ist aber in Frankfurt und wird heute abend beim Betreten seiner Wohnung eingebuchtet. Diesmal kann die Presse und das liebe Publikum der Kriminalpolizei weiß Gott keine Saumseligkeit und Pässigkeit vorwerfen.“

Luz warf einen verstohlenen Blick auf seinen Klienten, der schwer atmend auf seinen Stuhl zusammengesunken war. Es kam ihm nach Lage der Dinge zuerst darauf an, den Kriminalwachtmeister hinzuhalten, aber unter keinen Umständen merken zu lassen, daß sein Klient an einer Flucht des Täters oder einem sonstigen Verhindern seiner Verhaftung ein brennendes Interesse hatte.

„Den Namen des Attentäters festzustellen“, sagte er daher leicht hin, „war doch nach den vorliegenden Indizien ein Kinderspiel.“

„So, meinen Sie!“ fuhr Muschal ärgerlich auf.

„Natürlich war das alles leicht. Ich bezweifle nur, daß Sie den richtigen Täter ermittelt haben.“

„Der Name stimmt“, erklärte Muschal im Brusttone der Überzeugung. „Der Patient des Doktors Bernhard heißt Doktor Enrique Winter: es handelt sich um den

bekannten Forschungsreisenden, der erst vor wenigen Monaten von einer großen Filmreise aus Brasilien zurückgekehrt ist. Denken Sie mal, Herr Doktor, Brasilien. Nur in Brasilien ist jene Hautkrankheit mit dem unaussprechlichen portugiesischen Namen zu Hause. Und Herr Doktor Winter leidet an jener Hautkrankheit.“

„Das wissen Sie also auch schon“, meinte Luz ein wenig ironisch lächelnd.

„Jawohl, auch das weiß ich schon. Ich weiß sogar noch mehr. Ich weiß, daß Doktor Winter in der Drogerie von Heßberger, Ecke Zahnstraße und Oberweg, vor einigen Tagen eine Medizinflasche mit schwarzer Anilinfarbe, der gleichen Art, wie sie zu dem Attentat benutzt worden ist, füllen ließ. Ärgern Sie sich nicht, Doktor“, fuhr er gutmütig lachend und seinen buschigen Schnurrbart streichend, fort. „Einmal, ein einziges Mal dürfen Sie der Kriminalpolizei doch auch einen Erfolg gönnen. Sonst sind wir doch immer die Dummen, die einen Fall verforsten, und Sie mußten dann den verfahrenen Karren aus dem Dreck ziehen. Daß wir heute mal ein wenig schneller gedacht, kombiniert und gearbeitet haben als Sie, mag ja bitter sein, aber schließlich kommt es auch wieder einmal anders. Sie sind deshalb doch der Doktor Luz! Also, keinen Ärger.“

Aber Luz ärgerte sich doch, ärgerte sich tatsächlich. Er sah die Seelenqual seines Klienten, dem der Angstschweiß in Perlen auf dem Gesicht stand, er fühlte Mitleid mit dem Bildhauer, wenn auch ohne den Grund zu kennen oder ihn auch nur zu ahnen, der dieser Tragikomödie erst das Relief verlieh. Er war wütend, daß er ihm nicht helfen konnte, nach Lage der Dinge die Geschichte laufen lassen mußte, wie sie lief. Immerhin wagte er noch einen letzten Einwand:

„Ihre Ausführungen sind recht interessant, Muschal“, sagte er ein wenig von oben herab, „aber sie haben einen bedenklichen Haken. Kennen Sie das Motiv zur Tat? Glauben Sie im Ernst, daß eine Persönlichkeit wie Doktor Enrique Winter nichts Besseres zu tun hat, als nachts in eine Gemäldegalerie einzubrechen und eine Marmorbildsäule mit Anilinfarbe zu bespritzen?“

„Ganz recht“, meinte Muschal nachdenklich. „Das habe ich mich ja auch schon gefragt, aber die Indizien —“

„Soviel für Indizien“, sagte Luz und machte mit seinem Lineal einen Lusthieb. „Wissen Sie noch, wie oft Sie mit Ihren sogenannten Indizien mit Glanz hereingefallen sind. Erinnern Sie sich noch an den Fall Seyler? Ideenassoziation, Muschal, da Seyler zu seinem deutschen Familiennamen zufällig auch den spanischen Vornamen Enrique hatte. Denken Sie an Rademachers Blamage in Homburg in der Sache Reggio-Camern. Seien Sie hier vorsichtiger und verlassen Sie sich nicht allein auf Indizien. Eine Persönlichkeit wie Doktor Winter nimmt man nicht ohne weiteres „hoch“ wie einen armeligen Pennbruder aus dem Asyl für Obdachlose. Hier heißt es vorsichtiger und diplomatischer zuwege gehen, sonst kann es Sie einen Anpfiff kosten, der nicht von Pappe ist. Sie kennen den Regierungsrat von Linemann ja aut aenua.“

„Alles richtig“, meinte Muschal, ein wenig lauernd. „Aber sollte aus Ihren Bemerkungen nicht ein bißchen der Neid sprechen?“ Luz machte eine wegwerfende Handbewegung. „Natürlich ist es Neid und Ärger“, fuhr Muschal unbeirrt fort. „Ich wüßte nämlich wirklich nicht, warum gerade Sie dazu kommen sollten, einen Verbrecher so ostentativ in Schutz zu nehmen. Nee, lieber Doktor, hier ist nichts zu machen. Der Haftbefehl ist ausgestellt, Lautensack hat ihn schon in der Tasche, und noch heute Abend geht Herr Doktor Winter „verschütt“, daran heißt keine Maus einen Faden durch. Mahlzeit, meine Herren.“ Und Muschal warf die Tür ein wenig ärgerlich hinter sich ins Schloß.

Professor Corell erhob sich schwerfällig. Seine Augen hatten sich mit Tränen gefüllt.

„Verhängnis, nimm deinen Lauf“, murmelte er. „Ich kann's nicht ändern.“

Dann ging er, sich mit der einen Hand auf die Schreibtischkante stützend, mit kleinen schleppenden Schritten auf Luz zu und reichte ihm die freie Rechte. „Haben Sie Dank, Herr Doktor, für Ihren guten Willen und Ihre Bemühungen. Die Ereignisse sind stärker — als unser Willen und unsere Macht.“

Luz sah seinem Klienten ernst in die Augen, ein prüfender, heller, messerscharfer Blick.

„Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Herr Professor?“ fragte er ruhig, lebenswürdig verbindlich.

Corell schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Doktor“, antwortete er mit tonloser Stimme. „Ich muß meinen mühseligen Weg allein gehen. Ich danke Ihnen.“

Höflich geleitete Luz seinen Besuch zur Tür.

Fünftes Kapitel.

„Frankfurt am Main auf Welle 470. Die Kapelle spielt jetzt eine Fantasia aus der „Traviata“ von Verdi.“ Kriminalkommissar Albert Rehm legte sich behaglich in die Diwanede zurück und schmünzelte seiner hübschen, blonden Frau zu, die, die Radiohörer über den Kopf gezogen, mit einer Näharbeit beschäftigt vor ihm am Tisch saß.

Kommissar Rehm, der Vorsteher der Abteilung 3 des Frankfurter Polizeipräsidiums, hatte heute seinen dienstfreien Nachmittag und Abend und freute sich, einmal, ohne durch dienstliche Heimarbeit beeinträchtigt zu werden, den Genuß der neuen Rundfunkanlage voll auskosten zu können.

Leise, zart und einschmeichelnd quollen die Töne der Verdischen Oper aus dem Rundfunk. Behaglich, die Weste aufgenöpft, zog der Kommissar an seiner kurzen Holzpfefe. Die letzten Akkorde des Musikküdes verklangen. Ein kurzes Knacken, dann meldete sich der Ansager auf dem Sender von neuem:

„Frankfurt am Main auf Welle 470. Wichtige Meldung des Stadtblattes der „Frankfurter Zeitung“. Der bekannte Forscher und Zoologe, Doktor Enrique Winter, der erst vor wenigen Wochen von einer großen Expedition aus dem Gebiet des Amazonasstromes zurückkehrte, ist, wie wir aus privater, aber bester Quelle erfahren, in seiner Wohnung, Körnerwiese 149, tot aufgefunden worden. Es liegt unzweifelhaft ein Verbrechen vor. Die Ermittlungen der Kriminalpolizei dürften im Augenblick, wo wir diese Nachricht bekanntgeben, bereits im Gange sein. Sachdienliche Meldungen an die Kriminalpolizei erbeten.“

Rehm und seine Frau sahen sich erschrocken in die Augen. Mit einem Ruck riß der Kommissar den Doppelkopfhörer ab.

„Die Nachricht ist ein Schlag ins Kontor“, sagte er langsam, „wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen, bedeutet sie den größten Sensationsfall, der uns in diesem Jahr unter die Hände kommt.“

Die Frau hatte die Handarbeit zur Seite gelegt: „Woraus schließt du das?“ fragte sie.

Der Kommissar zuckte die Achseln. „Weil“, sagte er endlich, „Doktor Winter selbst in eine unangenehme Kriminalangelegenheit verwickelt war und heute nachmittag durch Beamte des Kommissariats 15 verhaftet werden sollte.“

„Du hast doch mit der Sache nichts zu tun?“ fragte die Frau.

„Ich hoffe, nein“, erwiderte der Kommissar und griff wieder nach dem Kopfhörer. In diesem Augenblick fuhr ein Kraftwagen vor, gleich darauf ertönte die Hausklingel. Frau Rehm erhob sich, um zu öffnen. Einige Minuten später erschien der Wachtmeister Muschal im Zimmer. Man sah dem alten, im Dienst ergrauten Beamten unschwer seine Erregung an. „Entschuldigen Sie, Herr Kommissar“, stieß er hervor, „ich komme im Dienst. Ein Mord auf der Körnerwiese.“

Rehm schob seinem Untergebenen wortlos eine Zigarettenschachtel hin, doch Muschal wehrte ab. „Es tut mir leid, Herr Kommissar, in Ihre Mittagsruhe hineinzuoplagen, aber Sie müssen mit, Herr Kommissar. Selber ist plötzlich erkrankt, unten wartet die Mordkommission im Auto.“ Rehm wollte einen derben Fluch vom Stapel lassen, unterdrückte ihn aber im letzten Augenblick, da er sich vor dem Wachtmeister keine Blöße geben wollte, außerdem war er einer der jüngsten Kommissare des Frankfurter Polizeipräsidiums und fand hier durch einen Zufall vielleicht Gelegenheit, in einem großen Sensationsfall sein Können zu zeigen. „Ich komme“, sagte er deshalb nur und vertauschte sein Hausjackett mit dem Straßenrock. Im Kraftwagen begrüßte er die anderen der Mordkommission zugeteilten Beamten und gab dem Chauffeur das Zeichen zur Abfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Der verhängnisvolle Smaragd der Dynastie Romanow.

Der Stein, der Tod und Unglück bringt!

Unter den Edelsteinen, die seinerzeit der Dynastie Romanow gehörten und von den Volksgewissen veräußert wurden, befindet sich auch ein Smaragd, der durch seine Farbe, Größe und Pracht ganz besonders auffiel. Dieser wunderschöne, grüne Stein hat, wie die Legende lautet, die Macht, Unglück, Unheil und Tod demjenigen zu bringen, der diesen Edelstein trägt. Beim russischen Hof hieß es, daß dieser Smaragd ein verheerender Stein sei.

Die Legende vom verhängnisvollen, unheilbringenden Smaragd nimmt ihren Anfang mit der Regierung des Zaren Boris Godunow. Wie bekannt, hatte Godunow die Macht an sich gerissen. Er fürchtete sich aber, daß die Thronprätendenten Fedor, Iwan und Nikita Romanow ihn besitzigen werden und beschloß, sie unschädlich zu machen. Von den drei Brüdern war Nikita der gefährlichste Gegner. Nikita Romanow war aber ein Frauenjäger, der sich vieler Liebesaffären zu dieser Zeit lernte. Nikita Romanow die wunderhübsche, dunkelblauhaarige Tochter des tartarischen Fürsten Bulud Chan kennen, verliebte sich in das Mädchen und seine Liebe wurde erwidert. Es entspann sich ein Liebesverhältnis, als dessen Folge ein Sohn das Licht der Welt erblickte. Bulud Chan verlangte nun, daß Nikita Romanow seine Tochter heiraten solle, aber Nikita weigerte sich, diese Bitte aus religiösen Gründen zu erfüllen, da er ein Mohammedaner nicht heiraten durfte. Bulud Chan war über das Verhalten Nikitas empört, er gab sich zu einem „Herenmeister“ und bat, ihm zu helfen, Rache an dem Verführer seiner Tochter zu nehmen.

„Willst du Rache bloß an dem Fürsten Nikita nehmen?“ fragte ihn der Greis.

„Nicht nur an ihm, sondern an dem ganzen Geschlecht der Romanows!“ erwiderte nervös Bulud Chan.

Der Alte griff in die Tasche, zog einen Smaragd hervor und überreichte den Stein dem Fürsten. Der Smaragd war märchenhaft schön.

„Da hast du!“ sagte er. Dieser Smaragd ist der schönste Stein der Welt, aber auf ihm liegt ein Fluch. Er bringt jedem, der ihn trägt, Unheil, Leid, Tod. Schenke den Smaragd Nikita Romanow, und dein Wunsch wird in Erfüllung gehen!“

Bulud Chan nahm den Stein an sich, schloß Frieden mit Nikita und schenkte ihm — als Zeichen seiner Freundschaft — den Smaragd. Drei Tage später wurde Nikita Romanow, als er von einem Stellschwein zurückkehrte, von den Schergen Boris Godunows verhaftet, in Ketten gelegt, nach Sibirien transportiert, wobei ihm alle Wertsachen weggenommen wurden. Nur der Smaragd blieb unbemerkt in seiner Tasche. In Sibirien wurde Nikita in einer Erdhütte gefangen gehalten, verbrachte in diesem Gefängnis volle drei Jahre und starb vor Hunger. Als einige Jahre später Nikitas Schwester, die Zarewna Sofia, Regentin wurde, sandte sie eine Expedition nach Sibirien, um das Grab Nikitas ausfindig zu machen und um seine Gebeine

nach Moskau zu bringen. Die Expedition fand tatsächlich die Ruhestätte Nikitas, und als man das Grab ausschaukelte, bemerkte man bei dem Gerippe den Smaragd. Der Edelstein wurde der Jarowna Sofia überbracht, und er gefiel ihr so gut, daß sie ihn fassen ließ und an einer goldenen Kette um den Hals trug. Inzwischen hatte sich das Gerücht über den Unglücksstein verbreitet, und die Bojaren hielten die Regentin, den Smaragd nicht zu tragen. Sofia lachte über die Vorurteile und trug den Smaragd aus Troh. Aber der Smaragd brachte auch ihr Unglück. Eines Tages wurde sie verhaftet, ins Kloster gesteckt und blieb dort bis zu ihrem Tode. Bevor sie den Kreml verließ, schenkte sie den Smaragd der Frau Peters, der Zarin Eudotija. Bald darauf kamen Leid und Unglück über Eudotija. Sie wurde davongejagt, in Verbannung geschickt. Vor ihrer Abreise übergab sie den Smaragd ihrem Sohne Alexei, und der unglückliche Prinz endete bald darauf in den finsternen Kasmatten der Peter-Paul-Festung.

Peter der Große wollte nichts von dem Smaragd wissen, und auf seine Veranlassung wurde der unheilvolle Stein in die Schatzkammer der Romanows verbracht und dort unter Verschluss gehalten. Die Angst der Hölzlinge vor dem Smaragd war so groß, daß kein einziger von ihnen den Stein zu berühren wagte. Als Paul I. den Thron der Romanows bestieg, hielten ihn seine Anhänger, den Stein zu veräußern, aber Paul I. ließ den Smaragd in seinen Degen fassen, der zu besonders festlichen Anlässen verwendet wurde. An jenem Abend, als Paul I. den Degen zum erstenmal tragen wollte, drangen Verschwörer in sein Schlafzimmer, verlangten, daß er dem Thron entsage. Paul I. riß den Degen aus der Scheide, wollte sich verteidigen. Während des Kampfes brach der Degen, der Smaragd sprang aus der Fassung, und der Zar sank tödlich verwundet zu Boden.

Der Sohn Pauls I., der Zar Alexander I., weigerte sich kategorisch, den Smaragd anzuschauen, ließ ihn in eine Truhe sperren. Dort lag der Smaragd so lange, bis die morganatische Gattin des Zaren Alexander II., die Fürstin Dolgorukaja, die Geschichte des Smaragdes erfuhr und den Zaren bat, ihr den Stein zu zeigen. Der Zar ließ den Smaragd bringen, und als er ihn sah, war er so entzückt, daß er sich entschloß, ihn in Gold zu fassen. Bevor er ihn der Fürstin schenkte, wollte er ihn seiner Lieblingscousine, der Großfürstin Zekaterina Michailowna, zeigen. Er steckte den Smaragd in die Tasche und fuhr zur Großfürstin. Auf dem Rückweg ins Winterpalais wurde ein Bombenattentat auf den Zaren verübt, wobei Alexander II. seinen Tod fand. Am nächsten Tag fand ein Offizier, als er die Unglücksstätte besichtigte, den Smaragd und brachte den Stein ins Schloß. Das Geschenk Bulud Chans wurde sorgfältig unter Schloß und Riegel gelegt.

Zar Alexander III. und seine Gattin Marija Fedotowna hatten heillosen Respekt vor dem Smaragd, glaubten an den Fluch, der über ihn verhängt war. Die Zarin verbot sogar, in ihrer Gegenwart den Smaragd zu erwähnen.

Alexandra Fedotowna zweifelte an der verhängnisvollen Nacht des Smaragdes und auf ihre Bitte ließ Nikolaus II. den Smaragd an einem goldenen Kettenchen befestigen; die Zarin trug den Smaragd wie einen Talisman Tag und Nacht. Als sie mit ihrer Familie nach Sibirien abreiste, nahm sie den Smaragd mit und trug ihn auch in jener verhängnisvollen Nacht in Zekaterinburg — als die Dynastie Romanow ermordet wurde. Nach der Hinrichtung wurde der Smaragd auf der Hinrichtungsstätte gefunden und von Beloborodow, dem Mörder der Zarenfamilie, nach Moskau verbracht.

In wessen Händen sich der verhängnisvolle Smaragd jetzt befindet, ist nicht bekannt.

(Aus dem Russischen von Maurice Dirschmann, Wien.)

Der heilige Hirsch des Batowa.

(Eine türkische Legende.)

Von Hugo von Köller.

Zur Zeit, als ich auf meinem Gut Murzankten in der bulgarischen Dobrußa lebte, hatte ich mal einen Türken als Kutscher in meinen Diensten. Er stammte aus irgend einem Orte in dem bewaldeten Batowagebirge, das sich am Schwarzen Meer hinzieht. Wenn ich mit ihm weite Fahrten zu machen hatte, so hielt er sich wohl für verpflichtet, mich zu unterhalten, und erzählte mir oft wunderbare Geschichten aus dem Batowa. Bei solcher Gelegenheit fragte ich ihn einmal über Wildstand und Jagd im Batowa. Da wurde er plötzlich sehr wortkarg und erklärte, im Batowa könne man nicht jagen. Es wage sich auch nur selten mal ein Jäger in diese Gegend. Ich nahm an, daß diese Gegend gemieden wurde

wegen der Räuberbanden, die in jedem Sommer hier noch ihre Verstecke hatten, von wo aus sie Raubzüge ins Land hinein unternahmen. Aber mein Kutscher kannte augenscheinlich noch eine andere Version, mit der er indessen sehr geheimnisvoll tat. Aus seinen Andeutungen ging hervor, daß es im Batowa „geisterte“. Das kam mir sehr spaßhaft vor, und ich wollte gern mehr davon hören. Ibrahim aber erklärte, das sei ein Geheimnis, über das man nicht sprechen dürfe. Erst als ich ihm zugesichert hatte, ich würde niemandem sagen, daß er mir das „Geheimnis des Batowa“ verraten habe, ließ er sich herbei, zu erzählen:

„Seit Menschengedenken gibt es im Batowa einen wunderbaren starken Hirsch, der zwischen den mächtigen Stangen einen goldglänzenden Halbmond trug.“ (Also unser Hubertushirsch, nur daß er in dem Reiche der Mohammedaner natürlich kein Kreuz tragen durfte, — statt dessen den Halbmond!) „Jedermann“, erzählte Ibrahim weiter, „respektierte diesen heiligen Hirsch und fürchtete sich vor ihm, denn er besaß überirdische Kräfte, Allah und sein Prophet schützten ihn. Da kam eines Tages ein Jägersmann, ein Gaur (Ungläubiger), in den Batowa, um zu jagen. Zu seinem Unglück fand er den heiligen Hirsch, der stolz und furchtlos vor dem Jäger stehen blieb. Der Ungläubige aber hatte keine Ehrfurcht vor dem goldenen Halbmond, — er schoß auf ihn! Der Hirsch wurde am Geweih getroffen. In diesem Augenblick verwandelte der Halbmond. Da verwandelte sich der Hirsch in einen Scharfrichter mit langem Richtschwert und schlug dem Bösewicht den Kopf ab. Dies geschah so plötzlich, daß der Gaur nicht so schnell sterben konnte. Er nahm seinen Kopf unter den Arm und lief davon. Der Hirsch, der nun wieder an Stelle des Scharfrichters erschien, verfolgte den fliehenden Rumpf des Geflüchten und ließ ihn mit seinem Geweih zu Boden, so daß der Kopf zur Seite rollte. Da war der Mann wirklich tot. — Der Hirsch, seines Halbmondes beraubt, zog von dannen, warf den entweihten Kopfschmuck ab und hat nie wieder ein Geweih aufgesetzt. — Als die Kunde von der Freveltat des Gaur im Batowa bekannt wurde, zogen die Leute aus den Ortschaften aus, um die Leiche des Geflüchten zu suchen und sie von der Erdoberfläche zu entfernen. Sie fanden den Rumpf und daneben den Kopf auf einer kleinen Wichtung. An Ort und Stelle gruben sie die Leiche ein, warfen darüber einen Sandhügel auf und legten als Warnungsszeichen einen Feldstein darauf, damit die Gläubigen diesen Ort meiden sollten. — Aber der Hirsch geht noch immer um im Batowa, und wehe dem, der ihm begegnet. Er ist ein Feind der Menschen geworden, weil sie den heiligen Halbmond nicht respektierten.“

Ibrahim hatte mit so ernster Miene gesprochen, daß ich den Eindruck hatte, er glaube wirklich an die Wahrheit dieser Legende. Und als ich über diesen Unsinn lachte, war er tief beleidigt. „Jeder Mensch im Batowa wird Ihnen bezeugen, Effendim“, sagte er, „daß ich die Wahrheit gesprochen habe.“ — „Trotzdem aber werde ich in den Batowa fahren und auf Rotwild jagen“, entschied ich. „Gebe nur Allah, daß Sie dem heiligen Hirsch dabei nicht begegnen“, murmelte der Türke.

An einem Oktobermorgen fuhren wir nun tatsächlich von Murzankten nach dem Batowa. Der Weg führte meist durch Dickungen von Gestrüpp und Wurzelanschlüssen. Als wir endlich an ältere Bestände kamen, entschloß ich mich, einen Versuch zu machen. Da ich hier absolut nicht Beiseid wußte, keine Wechsel- und Abzugsplätze kannte, so war es in der Tat nur ein Versuch, bei dem ich mich auf mein Ratmannsheil verlassen mußte. Ich befaß dem Kutscher, noch etwa zwei Kilometer auf dem Wege weiter zu fahren, dann zu halten und mich zu erwarten.

„Effendim“, sagte Ibrahim, „wenn Sie das Grab des Geflüchten, von dem ich Ihnen erzählt habe, mal sehen wollen, — es ist hier rechts vom Wege, ganz in der Nähe.“ — „Gut, gehen wir also zunächst mal dort hin.“ Ibrahim führte mich. Nach kurzer Zeit kamen wir auf eine kleine Wichtung, in deren Mitte tatsächlich ein kleiner Sandhügel sichtbar wurde, auf dem ein größerer Feldstein lag. „Sehen Sie, Effendim“, rief Ibrahim aus, „hier ist das Grab, von dem ich Ihnen gesprochen habe. Ich habe Ihnen also nur Wahres erzählt.“ — Ob dieser vielleicht nur zusammengewetzte Sandhügel das Grab eines Geflüchten war, oder nicht, konnte man von außen nicht sehen, war mir auch ziemlich gleichgültig. Mich interessierte vielmehr, ob es hier Rotwild gab. Ich ging dem Walde zu. Sehr bald entdeckte ich am Rande eines größeren Stangenholzes eine kleine Waldwiese, auf der ein Stück Rotwild sehr vertraut äste. Es war ein Alttier. Ich wartete in der Hoffnung, daß dem Tier noch andere Stücke aus dem Walde folgen würden, vielleicht kam ich auf einen Geweihten zu Schuß. So gut es ging, drückte ich mich hinter Büschwerk und beobachtete das Alttier.

Ibrahim war mir gefolgt. Ich machte ihm ein Zeichen, zurückzubleiben und sich niedersinken. Er aber trost auf allen Vieren heran zu mir und flüsterte mit angstvoller

Stimme: „Essendim — der Hirsch! Kommen Sie schnell fort von hier!“ — „Still!“ herrschte ich ihn an. „Es ist gar kein Hirsch, sondern ein weibliches Stüd.“ — „Nein, nein, Essendim,“ beharrte Ibrahim in seinem Wahn. „Es ist der heilige Hirsch ohne Gemeiß! Kommen Sie schnell fort.“

Schließlich wartete das Alttier den Kopf auf und sicherte gegen uns. Es war die höchste Zeit, wenn ich überhaupt noch schießen wollte. Ich hob die Büchse. Da fiel mir Ibrahim in den Arm und schrie ganz laut: „Allah istkin! (Am Gottes Willen) schießen Sie nicht!“ Und — ich schoß auch nicht, denn das Alttier war sehr flüchtig im Walde verschwunden.

Ibrahim hatte sich nunmehr keiner großen Liebenswürdigkeiten meinerseits zu erfreuen, er aber ließ alles über sich ergehen und blieb sehr stolz darauf, mich davon abgehalten zu haben, auf den heiligen Hirsch zu schießen.

Ich habe über diese Legende von dem heiligen Hirsch mit dem goldenen Halbmond und dem Manne, der mit seinem abgeschlagenen Kopf unterm Arm davonlief, weder in Bulgarien noch später in der Türkei wieder gehört. Es war wohl eine Legende, die nur im Munde der Batowa-Bewohner fortlebte.

Neue Bücher

* Die schönsten Erzählungen von Ernst Zahn. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Der vorliegende Band ist als eine Festgabe zu Ernst Zahns 60. Geburtstag gedacht. Zahn, der Deutsch-Schweizer, gehört zu den volkstümlichsten Dichtern der Gegenwart im ganzen deutschen Sprach- und Kulturgebiet. Was ihm diese Volkstümlichkeit erwarb, sind vor allem seine Romane gewesen. Aber die wohlverdiente Schätzung, die seine Romane dank ihrer kraftvollen künstlerischen Gestaltung, ihrem tiefen sittlichen Gehalt gefunden haben, ist noch nicht im selben Maß seinen Novellen und Erzählungen zuteil geworden; es ist noch nicht hinreichend bekannt, daß wir in Zahn auch einen Meister der Novelle besitzen. Der Auswahlband vereinigt 7 Meisterstücke. Zwischen der still verklingenden Novelle „Der Tag der Perpetua“ und der zu dramatischer Buch ansteigenden: „Die Mutter“ ist die ganze Welt seiner Gestalten und Stimmungen eingepaßt. Wer diese 7 „schönsten Erzählungen“ gelesen hat, der wird sich getrieben fühlen, auch zu den früher erschienenen Novellenbänden zu greifen, denen sie entnommen sind.

* Josef Reinhardt: „Heinrich Pestalozzi“. Ein Lebensbild. (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.) Mit kräftigen Strichen zeichnet der Dichter Elternhaus und Herkunft Pestalozzis. Wir sehen, wie etwas in seinem unscheinbaren Wesen „wirkt und webt, das er als Erbe vom Himmel empfangen hat, das Herz des Edelmannes, der sich selbst vergessen kann, wenn andere hilfsbedürftig sind“. Mit ein paar Sätzen führt uns Reinhardt in eine Situation ein, streift die wichtigsten Personen und Verhältnisse und gibt bei aller Knappheit etwas Ganzes. Wie scharf sehen wir auch die Ranten in Pestalozzis Wesen, aber vor allem seine Liebesfähigkeit und Aufopferung. Das Verhältnis zu seiner Frau ist durch verschiedene Briefstellen und Tagebuchnotizen belegt. Was der Verfasser erstrebt, ist: den Geist Pestalozzis in unsere vom Materialismus beherrschte Welt zu pflanzen, daß wir nicht nur Hörer, sondern auch Täter des Wortes werden.

* Anatole France: „Das Leben der heiligen Johanna“. Übersetzt und bearbeitet von Friederike Maria Zweig. (J. M. Späth, Berlin C. 2.) Anatole France schreibt sein Werk beinahe in der Form eines Romanes. Das Leben eines Hirtenmädchens läßt er dem Leser mit der ganzen Not eines Volkes erstehen, das selbst nichts kannte, als die kleinen Sorgen und Freuden des Lebens in der Angst vor den Herren. Johanna, befangen in ihrer ewigen Kindheit, im Zwiegespräch mit ihren Stimmen und in den Fängen kluger, geistlicher, weltwundernder Lender. Kirche, Volksgebräuche, Lebensmöglichkeiten — und das Rätsel. Ihr Weg zu Robert von Baudricourt, die abenteuerlich wiederholte Flucht aus dem Elternhause, Johannas Veräufungen, Teufelsbeschwörung und die Reise nach Nancy. Das alles ist von einem Meister des historischen Romans dargestellt. Schalkhafte Ironie durchleuchtet hier ernsthaftes Geschehen, wenn France von den Schlachten um Orleans und dem berühmten „Heringsstag“ berichtet. Dann das Zusammentreffen mit Karl VII. Johannas Prophezeiungen, die Stellung der Astrologie zu ihr. Die heiligen Inquisitoren und der Dissent Johannas mit den Doktoren. Belagerung und Einnahme von Orleans. Der „Ausflug“ in die Champagne und die Königskrönung in Reims. Die Entstellung der Tafsachen

und die Geschichte der Legendenbildung um Johanna schließt den ersten Band ab. Der zweite Teil des Werkes beginnt mit interessanten Zeitschilderungen und spricht über die ersten Widersacher Johannas. Angriff auf Paris. — Johanna wird verwundet. Soissons und Compiègne und Johannas Gefangennahme. Fluchtversuch. Das Martorium der Heiligen und der Hexenprozeß. Hier besonders bricht die Verehrung des großen Skeptikers für seine Heldin durch. Es folgt dann der päpstlich genehmigte Rehabilitierungsprozeß, die Aufhebung des Urteils von 1431 und die Erfindung legendär gebräuchlicher Gemeinplätze mit anderen Heiligen. Man wußte aus Leben und Literatur bei Anatole France von seiner großen Liebe zu mittelalterlichen Dingen. „Das Leben der heiligen Johanna“ ist der Spiegel der Leidenschaft eines großen Dichters.

* P. G. Wodehouse: „Abenteuer eines Pumptenies“. Engelhorns Romanbibliothek, Band 1004. (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart.) Dieser neueste Band von Engelhorns Romanbibliothek führt in die lachenden Gefilde angelsächsischen Humors. P. G. Wodehouse ist in England und Amerika bereits einer der beliebtesten und meistgelesenen Autoren. In einer reizenden Sammlung kleiner in sich geschlossener jedoch durch die Gestalt des Helden zusammenhängender Geschichten schildert der Verfasser die Abenteuer eines mit zahllosen „Millionenobjekten“ beschäftigten Phantasten, der in der Zwischenzeit seine Freunde um kleine Schillingabträge erleichtert.

* Inayat Khan: „Der Seele Wober und Wobin“. (Rotapfel-Verlag, Zürich.) Einen Glauben, nein, ein Wissen, das über dem bloß vernunftmäßigen Wissen steht, legt Inayat Khan uns vor. Wir sehen und verstehen warum und woher die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Charaktere kommt. Letzten Endes liegt die einzige Möglichkeit, der Welt Harmonie, Liebe und Schönheit zuzuführen, in jeder einzelnen Seele drinnen. Von den bis jetzt erschienenen Büchern Inayat Khans bedeutet dieses wohl einen Höhepunkt.

* „Vom Wirtschaftsgeist in Amerika“. Von Professor Dr. A. Rühl. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.) Der Verfasser entwirft eine geistvolle, ungemein fesselnde Analyse des amerikanischen Wirtschaftslebens. Wir sehen, es ist der gleiche Wirtschaftsgeist wie in Europa, nämlich der kapitalistische, von dem er sich jedoch nicht nur durch reinere Ausprägung und schärfere Durchbildung unterscheidet, sondern durch spezifisch amerikanische Eigenheiten. Diese stellt das Werk in klaren Umriffen heraus. Das Verhältnis des Amerikaners zur Arbeit, zum Gelde, zur Armut, zum sozialistischen Gedanken, der seit etwa 10 Jahren in der Entwicklung begriffene neue Wirtschaftsgeist, die parallele Umwälzung auf geisteswissenschaftlichem Gebiet, alle diese Fragen werden sachlich, gebietskundig und dabei anregend vorgetragen. Gerade wir Deutschen, die wir in Amerika unsern schärfsten Wirtschaftsgegner sehen, müssen vor allem die treibenden Kräfte in ihren Wurzeln erfassen, denn nur dann ist es möglich, die Überlegenheit amerikanischer Technik und amerikanischer Betriebsführung zu erkennen und in einen erfolgreichen Wettbewerb einzutreten.

* Schlachten des Weltkrieges. „Der Durchbruch am Monso“, Teil 2: Die Verfolgung über den Tagliamento bis zum Piave. (Gerhard Stalling, Oldenburg.) Ein neuer Band des amtlichen Kriegswerkes „Schlachten des Weltkrieges“ (Frontkämpferstandardwerk des Reichsarchivs) bedeutet immer ein Ereignis. Die letzte Neuerscheinung, Band 12b, ist mit einem Umfang von 300 Seiten und außerordentlich reichhaltigem Kartenmaterial nicht allein nach außen hin ein imponantes Buch, der Name des Verfassers, General Krafft v. Dellmeningen, bürgt dafür, daß der Inhalt eine einwandfreie, objektive Schilderung der Kämpfe bringt. Als früherer Generalstabschef der 14. Armee war er in besonderem Maße dazu befähigt.

* Dr. med. Th. Douglas: „Asthmabeileung“. (Schulze'sche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung R. Schwarz, Oldenburg i. N.) Das Werk vergleicht die gebräuchlichsten Heilmethoden auf ihren praktischen Wert und faßt sie gemäß ihrer Brauchbarkeit zu einem sicheren einheitlichen Heilplan zusammen. Besonderer Wert wird auf eine die Heilung bestimmende und sichernde Willens- und Gemütsheilung gelegt. Der Patient wird somit nicht als bloß passives Objekt der ärztlichen Kunst, sondern als Hauptvollstrecker des aktiven vitalen Heilprozesses aufgefaßt. Es handelt sich um den großangelegten Versuch einer von gleichenden Therapie, die psychische, chirurgische, diätetische, klimatische, hydrotherapeutische, arzneiliche, gymnastische u. a. Methoden zu einer organischen Einheit zusammenfaßt.